

VON
GOTTES
GLAUBEN
UND
SCHRIFT

VON GOTTES GLANZ UND SCHRIFT

FLÜCHTIGE TEXTE ALS ZEICHEN DES EWIGEN

LUDGER LIEB

In den literarischen und künstlerischen Überlieferungen der christlich-jüdischen Tradition zeigt sich Gott, der Inbegriff des ewigen Seins, selbst nur flüchtig als Schein – er „er-scheint“ und verschwindet. Das gilt selbst dann, wenn Gott sich schriftlich äußert, denn er tut dies nie so, dass seine Schrift Bestand hätte, sondern stattdessen in Form von göttlicher „Scheinschrift“, in der er sich zugleich zeigt und doch wieder entzieht.

In der christlichen Welt des Mittelalters kommt Gott das höchste „Sein“ zu. Er ist nicht nur das „summum bonum“ (das höchste Gut), sondern auch das „summum esse“ (das höchste Sein). Jenseits aller Unbeständigkeit, Veränderlichkeit, Unvollkommenheit und Fragmentiertheit der diesseitigen Welt ist Gott das allein ganz in sich ruhende, ewig beständige und mit sich selbst identische Sein, das alles umfasst. Gott ist damit auch der Gegenbegriff zu jedem bloßen „Schein“, zu aller Täuschung der Welt, wie sie schon Platon in seinem „Höhlengleichnis“ beschreibt: Das, was wir sehen, sind nur die Schatten eines Feuers in einer Höhle; zu dem aber, was wirklich „ist“, zu den Ideen, haben die Menschen keinen Zugang. Wenn etwas ganz und gar nicht „Schein“ ist, sondern ganz und gar „Sein“, so ist es Gott. Wie aber kann dann Gott selbst „er-scheinen“, wie zeigt sich Gott als Sein im Schein? Darum soll es im Folgenden gehen.

Wenn nämlich ein solcher Gott, der das höchste Sein ist, sich den Menschen in dieser Welt zeigt, so wäre wohl zu erwarten, dass er sich so zeigen würde, wie es ihm besonders

entspreche, nämlich vollkommen, beständig, ewig, unveränderlich. Wenn alles auf dieser Welt nur vergänglicher Schein ist, so müsste doch gerade Gott sich anders zeigen. Aber das Gegenteil ist der Fall, zumindest in der jüdisch-christlichen Tradition: Wenn Gott sich offenbart, so tut er es flüchtig, unbeständig, partiell. Schon im brennenden Dornbusch (Ex 3: gibt es etwas Flüchtigeres als das Verbrennen eines trockenen Buschs?) zeigt sich Gott nur flüchtig, gibt er nur einen „An-Schein“ von sich, obwohl er das Sein selbst ist, wie sein Name sagt: „Ich bin, der ich bin“ oder „Ich werde sein, der ich sein werde“ (Ex 3,14). Er „erscheint“ und verschwindet. Selbst wenn Gott Mensch wird in Christus, entzieht er sich wieder und die Jünger erkennen ihn nicht mehr, und wenn sie ihn erkennen, wie in Emmaus, verschwindet er: „Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Und er verschwand vor ihnen“ (Lk 24,31).

Seltsame Verkehrung

Nicht anders ist es, wenn Gott sich schriftlich äußert. Das tut er an sich nur selten. Und er tut es eigentlich nie so, dass seine Schrift Bestand hätte. Dabei hätte er doch von seinem eigenen Geschöpf etwas lernen können: Schon im Alten Mesopotamien im dritten Jahrtausend vor (!) Christus ritzen Menschen Keilschrifttexte in Tontafeln, die extrem beständig waren und daher noch heute erhalten sind (rund 2.000 davon liegen in der Heidelberger Uruk-Warka-Sammlung), und seit Tausenden von Jahren weißeln Menschen Grabschriften, Ehrenbezeugungen, Weisheitssprüche und anderes in Stein, damit erhalten bleibt, was ihnen wichtig war – damit beschäftigen wir uns im Sonderforschungsbereich „Materiale Textkulturen“ (siehe Kasten). Und was macht Gott, was macht Gottes Sohn? Er schreibt, wenn überhaupt, mit dem Finger auf den staubigen Erdboden (Joh 8,6). Vielleicht, weil Gott immer schon wusste, was Paulus im zweiten Korintherbrief schrieb (!): „Denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig“ (2 Kor 3,6). Glaubt man der Bibel, so schreibt Gott am Anfang tatsächlich noch eigenhändig die zehn Gebote auf zwei Tontafeln: „Und als er auf dem Berg Sinai mit Mose zu Ende geredet hatte, gab er ihm die zwei Tafeln des Zeugnisses, steinerne Tafeln, beschrieben mit dem Finger Gottes“ (Ex 31,18). „Diese Tafeln waren Gottes Werk, und die Schrift, sie war Gottes Schrift, auf den Tafeln eingegraben“ (Ex 32,16). Doch Moses zerbricht die Tafeln aus Wut über das Goldene Kalb und die Ungeduld der Israeliten, und anschließend schreibt Gott gar nichts mehr, sondern lässt Moses die Tafeln neu beschriften – die dann in der sogenannten Bundeslade die Jahrhunderte (bis zum Babylonischen Exil) überdauerten.

Kurz gesagt liegt hier also eine seltsame Verkehrung vor: Während der Mensch als Teil der Scheinwelt Tausende Jahre überdauernde Schrift „seins“mächtig in Stein und Ton oder auf Papyrus und Pergament produziert, zeigt sich Gott, der Inbegriff des Seins, nur flüchtig als Schein,

„Gott
offenbart sich
in einer
Schrift,
die sich nicht
wirklich
materialisiert,
also Schein
bleibt,
sichtbares
Phänomen,
das fast
so vergeht wie
gesprochene
Sprache.“

selbst da, wo er schreibt. Ich möchte diesem Phänomen im Folgenden anhand von drei Beispielen göttlicher „Scheinschrift“ nachgehen, nämlich (1.) dem Menetekel, (2.) dem Gral und (3.) dem Isenheimer Altar. Zuvor soll aber eine kurze Reflexion zum deutschen Wort „Schein“ stehen.

Schein ist nicht gleich Schein

Die Sprache bewahrt manche Wahrheit in den Doppel- und Mehrdeutigkeiten ihrer Wörter. Das deutsche Wort „Schein“ mit seinen vielen Ableitungen und Komposita ist hier besonders aussagekräftig. Das lässt sich schon an der nicht ganz unwichtigen Differenz sehen zwischen

Sonderforschungsbereich „Materiale Textkulturen“

Der Sonderforschungsbereich „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“ (SFB 933) analysiert schrifttragende Artefakte aus Gesellschaften, in denen es keine Verfahren der massenhaften Produktion von Geschriebenem gab. Hierzu gehören beispielsweise religiöse Texte auf Rezitationsrollen im Alten Ägypten, in Keilschrift beschriebene Tafeln aus Mesopotamien oder Schriftzeichen an mittelalterlichen Bauwerken. Ziel ist es, neue interpretatorische Zugänge zu antiken und mittelalterlichen Texten zu entwickeln.

Die Schriftstücke werden vor allem auf ihre materiale Präsenz in einem bestimmten Raum- und Handlungszusammenhang hin untersucht: Wo war Geschriebenes in welcher Form vorhanden und wer hatte Zugang dazu? Wie wurde an, mit oder infolge des Geschriebenen gehandelt und inwieweit waren die Praktiken der Rezeption durch die „Materialität“ und „Präsenz“ der schrifttragenden Artefakte beeinflusst? Mit der Beantwortung dieser Fragen wollen die Wissenschaftler des SFB die Bedeutungen entschlüsseln, die zeitgenössische Rezipienten dem Geschriebenen in vergangenen „non-typographischen“ Gesellschaften beigemessen haben.

Der Sonderforschungsbereich wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit 2011 gefördert, im Mai 2015 wurde eine zweite Förderperiode bis 2019 in Höhe von rund 11,5 Millionen Euro bewilligt. Sprecher ist der Mediävist Prof. Dr. Ludger Lieb vom Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. An dem Verbund sind zurzeit rund 70 Forscherinnen und Forscher aus 18 geisteswissenschaftlichen Disziplinen der Universität Heidelberg und der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg beteiligt.

www.materiale-textkulturen.de

„anscheinend“ (es scheint, dass es so ist, das heißt, es ist wahr, „schein“lich so) und „scheinbar“ (es scheint nur so zu sein, es ist aber gerade nicht so). Für unsere Zwecke reicht es, drei Grundbedeutungen von „Schein“ zu unterscheiden (ich folge hier dem „Historischen Wörterbuch der Philosophie“):

a. Schein meint Glanz, Leuchten (lat. splendor): Ein Ding ist eine starke Lichtquelle oder reflektiert das Licht auf besondere Weise. Dinge, die visuell besonders hervorstechen, geben einen Schein ab: der „Sonnenschein“, der „Heiligenschein“.

b. Schein meint Phänomen, Erscheinung, Sichtbarkeit von etwas (lat. apparentia): Ein Ding hat einen „Schein“, insofern es sichtbar ist oder sichtbar wird, insofern es sich zeigt, zum „Vorschein“ kommt, einen „Widerschein“ gibt. Von diesem Augenschein („Evidenz“) der Dinge ist auch der weitverbreitete Gebrauch von Schein als Beweisstück, Bestätigung, Bescheinigung abgeleitet – etwa in den Begriffen Geldschein oder Vorlesungsschein. Abstrakte Ideen oder mentale Sachverhalte geben ebenfalls einen solchen Schein ab: Der wütende Mensch erscheint als wütender Mensch, er ist durch seine Handlungen, seinen Gesichtsausdruck als Wütender zu erkennen.

c. Schein meint Illusion, Trug, den falschen, den bloßen Schein (lat. illusio). Diese Bedeutung ist sicher die grundlegende in dem Gegensatzpaar von Sein und Schein. Etwas hat nur den Schein, etwas zu sein, es ist nur „schein“bar.

Geheimnisvolle Erscheinung

Mein erstes Beispiel für eine erscheinende Schrift Gottes ist das „Menetekel“, das vielfach literarisch bearbeitet wurde, etwa von Heinrich Heine in seiner Ballade „Belsazar“. Es findet sich im Alten Testament, im Buch Daniel. König Belsazar veranstaltet ein üppiges Gastmahl und entweiht dabei alles, was heilig ist:

„Und als sie so tranken, lobten sie die goldenen, silbernen, bronzenen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter. Im gleichen Augenblick gingen hervor Finger wie von einer Menschenhand, die schrieben gegenüber dem Leuchter auf die getünchte Wand im Königspalast. Und der König erblickte die Hand, die da schrieb. Da entfärbte sich der König, und seine Gedanken erschreckten ihn, sodass seine Glieder schwach wurden und ihm die Knie schlotterten.“ (Dan 5,4-6)

Keiner der Weisen am Hof kann die erscheinende Schrift lesen und deuten. Nur der Gefangene, der jüdische Prophet Daniel, kann es und spricht dann zum König:

„..... Den Gott aber, der deinen Odem und alle deine Wege in seiner Hand hat, hast du nicht verehrt. Darum wurde von ihm diese Hand gesandt und diese Schrift geschrieben.



Abbildung 1
Rembrandt van Rijn,
Das Gastmahl des Belsazar (1635)
National Gallery (London)

So aber lautet die Schrift, die dort geschrieben steht: Mene mene tekel u-parsin. Und sie bedeutet dies: Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet. Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage gewogen und zu leicht befunden. Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben.' (...) in derselben Nacht wurde Belsazar, der König der Chaldäer, getötet." (Dan 5,23–30)

Diese Stelle ist eine der wenigen Stellen in der Bibel, in der Gott schreibt. Es ist eine geheimnisvolle Erscheinung, keineswegs eine klare Ansage, obwohl ja das Material, auf dem geschrieben wird, eine getünchte, das heißt helle Wand, durchaus ein geeigneter Beschreibstoff wäre. Gott zeigt sich dennoch in unverständlichen Worten, in unvollständigen Sätzen. So hell die Flammenschrift erscheint – und dieser „Schein“, dieser Glanz des Göttlichen, ist von Rembrandt meisterhaft gemalt worden (Abbildung 1) –, so wenig klar, so bloß andeutungsvoll ist die Schrift Gottes. Man könnte geradezu sagen, es hat etwas von einem falschen Schein: eine Schrift erscheint und ist doch nicht zu lesen. Es bedarf erst des Deuters, um die Worte Gottes zu verstehen, um hinter ihrem Hervorscheinen, hinter ihrer Phänomenalität, die klare göttliche Aussage, die Wahrheit zu erkennen. Warum kann Gottes Schrift nicht so erscheinen, dass alle sie verstehen? Weil Gott sich entzieht, weil er ein verborgener Gott ist, verborgen in seinem Sein, das nur hin und wieder als Schein einer Erscheinung in die Welt der Menschen hineinscheint.

Schillernd und andeutungsvoll

Eine ähnlich geheimnisvolle Schrift erscheint immer wieder auf dem Gral, jenem heiligen Gegenstand, der das Zentrum der Gralsburg im „Parzival“ Wolframs von Eschenbach bildet (entstanden um 1210). Das Material, aus dem der Gral besteht, ist offenbar nicht irdisch, es ist nicht einmal zu benennen, genauso wenig wie seine Form. Wolframs Erzähler kommentiert daher ganz lapidar: daz „was ein dinc, daz hiez der Grâl“ (V. 235,23). Dieses Ding ist ein Kommunikationsmedium, denn immer wieder erscheint Schrift auf ihm: Worte, die von Gott stammen und der Gralsgesellschaft Anweisungen geben, zum Beispiel, wie sie den zum Gralherrscher erkorenen Parzival zu empfangen hätten. Vor allem erscheinen auch die Namen all derer auf dem Gral, die in diese „erlesene“ Gesellschaft berufen sind. Wie die Schrift erscheint und wieder verschwindet, erklärt Trevrizent, der Onkel Parzivals:

die aber zem grâle sint benant,
höert wie die werdent bekant.
zende an des steines drum
von karacten ein epitafum
sagt sînen namen und sînen art [...],
die schrift darf niemen danne schaben:
sô man den namen gelesen hât,
vor ir ougen si zergât. (V. 470, 21-30)

Hört, wie diejenigen wiederum,
die zum Gral berufen sind, bekannt gemacht werden:
An dem einen Ende des Steines
nennt eine Inschrift aus Buchstaben
seinen Namen und seine Herkunft. [...] Die Schrift braucht niemand wegschaben, vielmehr zergeht sie vor ihren Augen, sobald man den Namen gelesen hat.

Der Name des Grals lautet nach Trevrizent: „lapsit exillîs“ (469,7), was ein so schillernder, unübersetzbarer und andeutungsvoller Name ist wie das Ding selbst (aus jenen? gefallener? exilierter? Stein?). Ebenso geheimnisvoll ist das Erscheinen und Verschwinden der Inschrift: Gott offenbart sich in einer Schrift, die sich nicht wirklich materialisiert, also Schein bleibt, sichtbares Phänomen, das fast so vergeht wie gesprochene Sprache. Man kann die Schrift nicht ausradieren, nicht wegschaben, man braucht es auch nicht: Sie verschwindet mit dem Lesen. Unter dem Gesichtspunkt von Inschriftlichkeit auf einem Stein, die gewöhnlich besonders langlebig ist, bleibt Gottes Wort in extremer Weise flüchtig.

„Entfaltung“ des Inneren

In meinem letzten Beispiel findet sich ebenfalls eine erscheinende Schrift Gottes. Das Besondere an dieser Erscheinung ist der Umstand, dass die Erscheinung der Schrift gewissermaßen vom Betrachter des Bildes selbst



PROF. DR. LUDGER LIEB
ist seit 2010 Professor für Ältere Deutsche Philologie am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg und leitet seit 2013 den Sonderforschungsbereich 933 „Materiale Textkulturen“ sowie dessen Teilprojekt „Inscripflichkeit. Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts“. Zuvor lehrte und forschte er in Kiel, Dresden und München. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind Artusromane, Minnedichtung, Dingkultur und erzählte Inschriften sowie anthropologische und narratologische Fragestellungen.

Kontakt: ludger.lieb@gs.uni-heidelberg.de

„So wird der
Schein
als Glanz, als
Sichtbar-
werden und
als Illusion
zum Zeichen
des ewigen
göttlichen
Seins.“



Abbildung 2
Matthias Grünewald,
Isenheimer Altar: Die Versuchungen
des Heiligen Antonius
(Colmar, Musée d'Unterlinden)
© akg-images



Abbildung 3
Ausschnitt aus: Matthias Grünewald,
Isenheimer Altar: Die Versuchungen
des Heiligen Antonius
(Colmar, Musée d'Unterlinden)
© akg-images

erlebt werden kann. Das ist insofern ungewöhnlich, als vor der Erfindung des Films (man denke etwa an die erscheinenden und verschwindenden Schriften in den Harry-Potter-Filmen) solche magischen Erscheinungen kaum visuell wahrnehmbar gemacht werden konnten.

Auf dem berühmten Isenheimer Altar von Matthias Grünewald (fertiggestellt um 1515) findet sich im dritten Wandelbild auf dem rechten Flügel neben dem geschnitzten Altarschrein eine Darstellung der „Versuchungen des Heiligen Antonius“ (Abbildung 2). Während das Zentrum des Gemäldes von Antonius und den ihn quälenden furchterregenden Dämonen und Teufelsgestalten dominiert wird, ist ganz rechts unten ein Zettel gemalt, auf dem Folgendes zu lesen ist:

Vbi eras ihesu bone ubi eras quare
non affuisti vt sanares vulnera mea

Wo warst du, guter Jesus, wo warst du?
Warum bist Du nicht erschienen,
um meine Wunden zu heilen?

Dies sind die Worte, die Antonius ausruft, als er – nachdem die Dämonen verschwunden sind – die Gegenwart Gottes wahrnimmt in einem Glanz, der ihn umgibt. Gott tröstet ihn und weist darauf hin, dass er während des Kampfes mit den Dämonen präsent war. Der Zettel im Bild wurde also wohl von Antonius selbst geschrieben. Wenn man sich die Materialität dieses Schriftstücks genauer betrachtet (Abbildung 3), kann man zunächst feststellen, dass hier keine steinerne Tafel gemalt wurde, auf der die Worte des Heiligen verewigt würden, sondern ein schlichtes Stück Papier als Zeichen der Einfachheit und Flüchtigkeit. Offenbar war dieser Zettel zusammengefaltet, wie ein sehr persönliches Dokument, in dem ganz persönliche Gedanken formuliert sind: die Frage, die ich mit mir herumtrage! Das Schriftstück ist quasi eine „Entfaltung“ des Inneren: Es entfaltet den Zustand, in dem Antonius sich befindet. Flüchtig sind die Zeilen hingeschrieben, ohne besonderes Layout. Zudem ist noch Platz für eine Antwort, doch dieser Platz ist leer. Das ist das Zeichen der Abwesenheit, der noch nicht erfolgten Antwort Gottes.

Schein als Zeichen des ewigen göttlichen Seins

Wenn man genauer hinsieht und das räumliche Arrangement berücksichtigt, in dem sich der Zettel befindet, nimmt man wahr, dass der Zettel zwar irgendwie in der Luft zu hängen scheint, aber doch vor einem Baumstumpf situiert ist – und gerade dieser Baumstumpf, dieses unscheinbare und nutzlose und absterbende Stück Holz ist der Stoff, auf dem die Schrift Gottes erscheint! Hier findet sich die Antwort auf die Fragen des Antonius. Wer genau und lange hinsieht, kann erkennen, dass die Rinde des Baums Schriftzeichen bildet. So ermöglicht der Maler dem Betrachter,

GOD'S GLORY AND WRITING

EPHEMERAL TEXTS AS A SIGN OF THE ETERNAL

LUDGER LIEB

In the literary and visual representations of the Judeo-Christian tradition, God is always elusive. He is the epitome of eternal permanence in a transitory world, but only ever shows himself briefly, subverting his powerful, eternal presence with immediate withdrawal. This is evident even when he communicates in writing. While the first human scribes carved symbols into imperishable stone and clay, God writes with temporary letters that disappear once they have been read.

A striking example of God's fleeting presence is recounted in the Book of Daniel, in which King Belshazzar hosts a sacrilegious feast that is interrupted by a disembodied hand writing on the palace wall. The inscription gleams brightly, but remains unreadable until the Jewish prisoner Daniel decodes it, declaring the King to be found wanting. God shows himself with miraculous letters, but his presence is obfuscating rather than revealing; he remains concealed and only occasionally illuminates the world of men with his shining appearance. In equally mystifying fashion, God's writing also appears on the Holy Grail in Wolfram von Eschenbach's *Parzival*. The Grail, described only as "a thing", functions as a means of communication between God and the guardians of the Grail. After God's instructions are read, the letters vanish again, merely a momentary trace of the divine on durable material.

In a third example of God's ephemeral script, the onlooker may even play a part in its deciphering. Matthias Grünewald's *Temptation of St Anthony*, part of his *Isenheim Altarpiece*, features a painted scrap of paper in the bottom right-hand corner that bears the words of the saint deploring Jesus's absence during his trials. The paper is positioned in front of a tree stump that, upon close inspection, reveals Christ's answer to Anthony's lament. In letters half hidden, half carved out, the fragments of the stump spell FIDE, visible and meaningful only to those who perceive and trust in God's elusive presence. ●

PROF. DR LUDGER LIEB joined Heidelberg University in 2010 as Professor of Medieval German Philology at the Department of German Language and Literature. In 2013, he became head of Collaborative Research Centre 933 “Material Text Cultures” and of its subproject “Inscriptionality. Reflections of material text culture in the literature of the 12th to 17th centuries”. Prof. Lieb previously held positions in Kiel, Dresden and Munich. His research interests include Arthurian romances, Minnesang, material culture and narrated inscriptions, as well as anthropological and narratological questions.

Contact: ludger.lieb@gs.uni-heidelberg.de

**“In the Christian medieval world,
God embodies the
eternal being.
By the sametoken, he is the
antithesis of mere ‘appearance’,
of all deception
and illusion in the world.”**

zu erleben, wie Gottes Schrift erscheint, wenn man sich nur Zeit lässt: „Fide“ gibt die Rindenschrift zu erkennen. Das heißt entweder „Vertraue! Glaube!“ oder „Durch den Glauben ...“. Womöglich lässt sich etwas weiter rechts noch ein „Me“ lesen, was aber grammatikalisch nicht recht passen will. Manche Betrachter (und Wissenschaftler) werden sagen: „Da sehe ich nichts, das ist pure Illusion ...“.

Selbst dieser Hinweis auf die Nicht-Lesbarkeit würde sich letztlich noch gut einfügen in diese kleine Geschichte von Gottes Schein und Schrift. Auch das Menetekel kann nur von einem Auserwählten gelesen und gedeutet werden, und den Gral mit seinen Schriften sehen überhaupt nur diejenigen, die getauft sind. Auch hier im Isenheimer Altar erscheint Gott in der Schrift, gibt sich zu erkennen und entzieht sich doch zugleich, gibt nur einen Schein, einen Abglanz seiner Präsenz. So wird der Schein als Glanz, als Sichtbarwerden und als Illusion zum Zeichen des ewigen göttlichen Seins. ●

Zeugnisse der Erfindung der Schrift

Die Uruk-Warka-Sammlung, eine Leihgabe des Deutschen Archäologischen Instituts an die Universität Heidelberg, enthält mehr als 5.000 Fundstücke aus fast sechs Jahrtausenden, darunter auch im internationalen Vergleich einzigartige Exponate. Der Name geht zurück auf die Stadt Uruk (heute Warka), bei der es sich um das biblische Erech handelt – die bedeutende südmesopotamische Metropole, die auch heute noch als Keimzelle der altorientalischen Hochkultur und als der Ort gilt, an dem die Schrift erfunden wurde. Die als Lehrsammlung genutzte Uruk-Warka-Sammlung ist in der Obhut des Seminars für Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients.

Die Funde stammen aus einem Zeitraum vom 5. Jahrtausend vor Christus bis zum 7. Jahrhundert nach Christus. Zu den wichtigsten Objekten gehören die ersten schriftlichen Urkunden auf Tontafeln, die in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends vor Christus verfasst wurden. Mit etwa 2.000 nur zum Teil erforschten Keilschriftdokumenten verfügt die Sammlung über ein einzigartiges Ensemble von Exponaten, das nicht nur die mehr als dreitausendjährige Schriftgeschichte des Alten Orients veranschaulicht, sondern auch wissenschaftlich von höchstem Wert ist. Unter den Schriftdokumenten befinden sich literarische und historische Texte, Königsinschriften, Götterhymnen und Gebete in sumerischer und babylonischer Sprache, aber auch unter anderem Kaufurkunden sowie Werk- und Darlehensverträge. Außerdem enthält die Sammlung unter anderem Skulpturen, Plastiken, Baudekor, Metallgegenstände, Keramik, Siegel und Siegelabrollungen sowie Schmuck.

„In der christlichen Welt des Mittelalters ist Gott geradezu der Inbegriff des Seins. Er ist damit auch der Gegenbegriff zu jedem bloßen ‚Schein‘, zu aller Täuschung der Welt.“